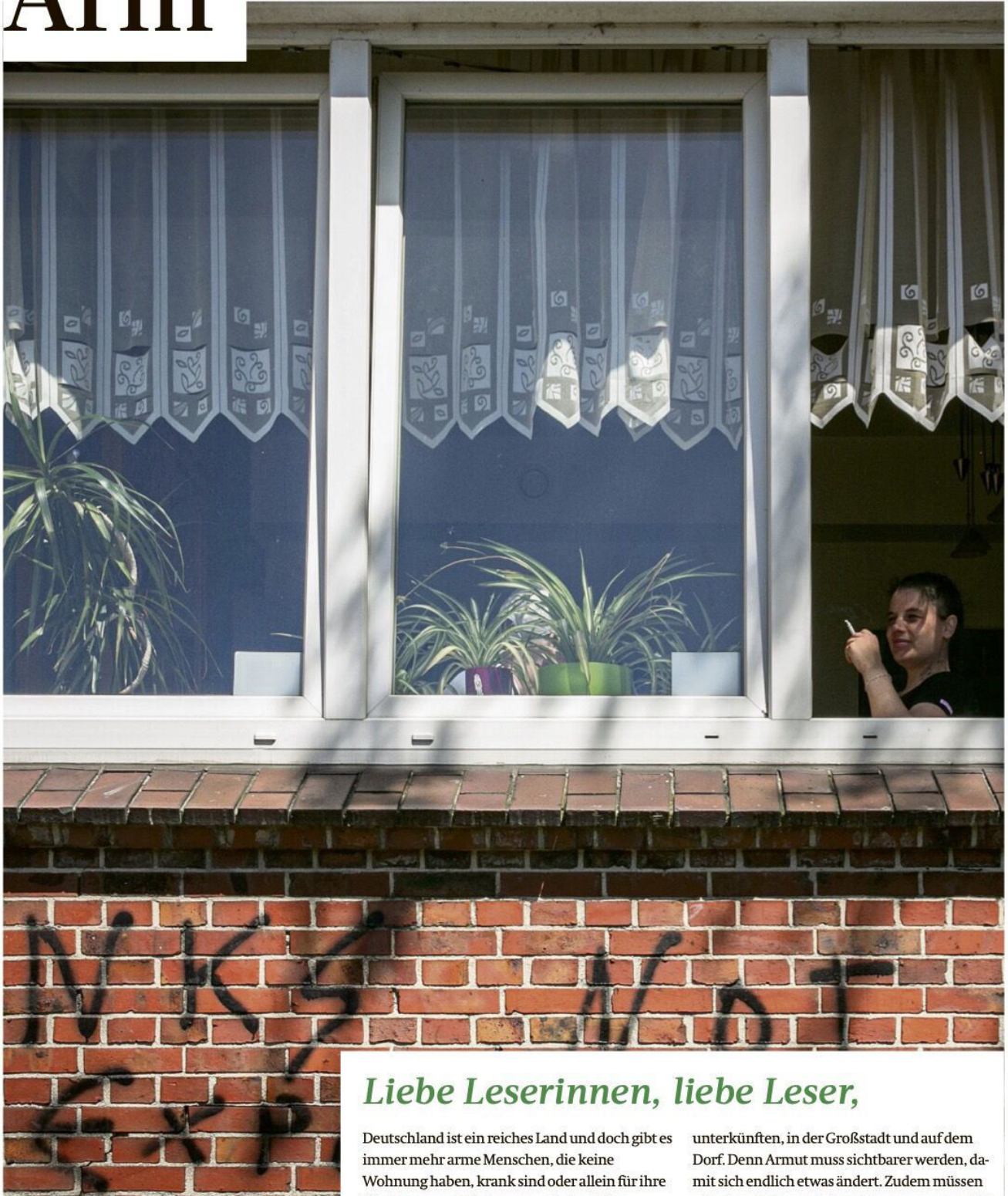


Arm



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Deutschland ist ein reiches Land und doch gibt es immer mehr arme Menschen, die keine Wohnung haben, krank sind oder allein für ihre Kinder sorgen. Wie kommen sie im Alltag zurecht, wo beginnen ihre Geschichten, welche Hoffnungen haben sie? In diesem FR7 lernen sie arme Menschen kennen – und Engagierte, die ihnen eine Stimme geben: Armutsbeauftragte der Kirche, mit denen FR7-Autor Jan Rübel und Fotograf Sascha Montag unterwegs waren – unter Brücken bei Obdachlosen, in überfüllten Not-

unterkünften, in der Großstadt und auf dem Dorf. Denn Armut muss sichtbar werden, damit sich endlich etwas ändert. Zudem müssen wir einen Fehler gestehen: Im vergangenen FR7 ging es um Schwalben – die Fotos zeigten aber Mauersegler. Danke an die aufmerksamen Leser:innen. Wir geloben Besserung.

Schauen Sie genau hin mit uns!

IHRE FR7 (fr7@fr.de)

Satz wird Tillmann Schaper öfters heute sagen, er spricht ihn gerade ins Handy. Ein Anrufer aus dem Zentrum, in der Fußgängerzone der 50000-Einwohner-Stadt laufe ein Mann mit freiem Oberkörper herum, sei verwirrt. Armut fällt auf dem Land schneller auf. „Es ist einerseits gut, dass die Leute reagieren“, sagt Schaper, sein nach hinten gebundener Haarzopf wackelt kurz. „In Berlin würde man ihn ignorieren. Es hat aber auch etwas von Schaffl ihn bitte aus dem Sichtfeld.“ Müller-Goldenstedt nickt. „Wie viele habt ihr heute?“, fragt er. Sein Blick durch die randlose Brille lädt stets ein. Die Einrichtung hatte er selber jahrelang geleitet.

Rund 60 Besucher sitzen oder liegen im Tagesaufenthalt, sie simulieren ein Zuhause, wo keines ist. Schauen von der Couch aus fern, warten auf Mittagessen. Oder sie reparieren im Keller ihre Räder, manche fahren auf ihnen 20 Kilometer bis hierhin. Die Sozialarbeiter sind auch Drahthelfer: Seelenger, Anwälte gegenüber den Behörden.

Auf den Dörfern fehlen soziale Einrichtungen, es gibt auch keinen Aldi zum günstigen Einkaufen. Busse in eine Stadt fahren kaum. Alle kennen sich, schauen einander an. Das bedeutet mehr Scham für Menschen in Armut, ein Schein ist ja zu wahren, „schier“ muss es sein – oder man zieht nach Oldenburg oder Bremen in die Anonymität. Hier am Rundisch im „Wohnzimmer“ der Anlaufstelle kennen sie alle. Da ist Jens Altrögg, 42, er verdiente als Maschinenbauer bei VW gut, dann scheiterte die Ehe, schließlich Stress beim Job, alles wurde zu viel. „Ich ließ eine Menge laufen, arbeitete immer weniger, schaute zu, wie ich die Wohnung verlor.“ Die Gewissheit war dann die Straße, in der er

stand. Jetzt: Nachts „Alte Liebe“, tagsüber hier ein 150-Euro-Job, „für die Tagesstruktur“, und eine Therapie: „Ich will meine Gefühle reflektieren.“ Oder Sabine Jansen, 36, gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten hat sie sich eine Langzeit-Drogentherapie organisiert, ihre zwei Kinder sollen ja bald wieder zur Mama. „Ich arbeite in der ambulanten Altenpflege, war alleinziehend“, sie nahm Speed und Amphetamine zum Funktionieren, bis zu einem Nervenzusammenbruch. Sie erzählt, wie sie ein halbes Jahr auf beantragte Leistungen wartete.

Alle kennen sich, schauen einander an. Das bedeutet mehr Scham für Menschen in Armut

te. In der Zwischenzeit der Nichtversicherung hatten sich wegen einer OP 15000 Euro Schulden angehäuft. Müller-Goldenstedt splittert einen Bleistift. „Das geht so nicht, die Gemeinde muss vom ersten Tag an zahlen. Und das mit den Schulden schaue ich mir an.“ Jansen erzählt, wie sie bei der Gemeinde wegen einer Wohnung anfrage. „Die sagten mir: Was an Wohnraum übrigbleibt, reservieren wir für Flüchtlinge.“ Sie habe ja nichts gegen Ausländer, sagt sie. „Aber wir konkurrieren miteinander, weil sich der Staat nicht genügend kümmert.“

Im 1900 entstandenen Hafenarbeiterviertel Port Arthur/Transvaal sieht man keine Automaten zum Geldabbau, aber mehrere für Zigaretten. Saniert wurde hier schon lange nichts. In einem Hausfenster klebt ein Zettel: „Wir haben die Schnauze voll!!! Wir haben die Schnauze voll!!!“ Neben einem Studio für „Karate Kickboxen“ und eine Playland-Spielhalle. Am Briefkasten an einem vom Wetter gegebenen Haus mit mehreren geklebten Rissen im Glas steht: „Everest Trans Express GmbH“. Die „Eimer Zeitung“ schätzt, dass sich knapp ein Dutzend Vermieter auf dem städtischen „grauen Mietmarkt“ engagieren, auch hier.

Sie vermieten an Bürgergeldempfängerinnen zur Obergrenze dessen, was die Behörden zahlen, das sind in Emden 450 Euro. Für Strom müssen die Mieterinnen selbst aufkommen, oft zu Wucherpreisen. In den Wohnraum wird nicht investiert, er verfällt. Müller-Goldenstedt verlässt die norddeutsche Gasseinheit, wenn er über den „desolaten Wohnungsmarkt“

schimpft: „Seit 2017 wurden in Emden nur zehn öffentliche Wohnungen gebaut.“ Währenddessen sind längst Investoren von außen in die Stadt gekommen, erwarben Immobilien und verkaufen sie veredelt teurer weiter. Die Stadt hofft auf einen Sicker-Effekt: Dass durch den Umzug des Bürgertums in schicke Neubauten anderer Wohnraum frei wird. „Das funktioniert aber nur in entspannten Wohnungsmärkten. In Emden nicht.“ Im Jahr 2016 vermittelte der Tagesaufenthalt noch 34 Wohnräume. 2022 waren es 22. Die Anzahl der postalischen Adressen, die Wohnungslöse bei ihm hinterlegen, ist von 199 im Jahr 2018 auf 225 im Jahr 2022 gestiegen. Bundesweit sank die Zahl der Sozialwohnungen 2023 um 15300.

Der Name Port Arthur/Transvaal reflektiert Gewalt, er erinnert an eine Seeschlacht im Russisch-Japanischen Krieg und an den Burenkrieg vor über hundert Jahren. Eine Bank für die SPD, die hier über Jahrzehnte hinweg Zweidrittelmehrheiten holte. Bei der letzten Bundestagswahl landete sie im vergangenen Februar in Port Arthur bei 24,21 Prozent, und die AfD, die bisher noch nicht einmal im Emden Rat sitzt, holte 35,16 Prozent; die Linke erreichte 9,58 Prozent. Was ist passiert?

Müller-Goldenstedt lässt das nicht los. Er hat da ein Gerechtigkeitsgen. In Hamburg aufgewachsen, entschied er sich gegen das anfangs geplante Gesellschaftsstudium und zog nach Emden. „Alle Parteien machen weiter wie vor 20 Jahren – doch das Klima hat sich verändert“. Da entwickelte sich ein mentaler Stinkefinger, und eine diffuse Stimmung, dann doch mal die AfD ausprobieren zu lassen. „Dabei hat die Partei zur Bekämpfung der Armut nichts zu sagen.“

Schulsprecher war er gewesen, wollte helfen. Im Lauf der Jahre habe



„Die massive Belegung ist neu.“

er eine Ökonomisierung der Sozialarbeit erlebt, mehr Krisenmanagement als Hilfe zum Neustart. Überall Sparzwang bei wachsender Not. „Die Politik kümmert sich um Wähler in benachteiligten Stadtteilen kaum“, sagt er, als er eine schwarze Tasche in einen silbergrauen Renault Scenic legt. „Alle Parteien machen weiter wie vor 20 Jahren – doch das Klima hat sich verändert“. Da entwickelte sich ein mentaler Stinkefinger, und eine diffuse Stimmung, dann doch mal die AfD ausprobieren zu lassen. „Dabei hat die Partei zur Bekämpfung der Armut nichts zu sagen.“

Er lenkt den Wagen zur Stadtgrenze, wo Emden nach ins Grüne ausfranz. „Ganz platt einfach gesagt: Es muss mehr Geld für jene her, die es wirklich brauchen. Das ist für mich ein Verteilungsproblem. Vermögen und Erbe sollten viel höher besteuert werden.“

Stattdessen bemerkt er einen neuen Trend, arme Leute zu verunglimpfen. Das Gegenteil helfe. „Wir müssen mehr über Armut sprechen, über den Frust. Wenn nicht, wird der AfD das Feld überlassen, mit ihren Pseudantworten für die Enttäuschten. Wer mit Müller-Goldenstedt übers Land fährt,

trifft auf zornige junge Frauen wie Sandra Altmann, die sitzt bei der Leeraner Beratungsstelle für Menschen in Not an einem Computer und studiert Wohnungsanzeigen. „2 ZKB an Handwerker zu vermieten. Material für die Renovierung wird gestellt“, liest sie vor. „Bin ich etwa sozial, weil ich noch nie einen Boden verlegt habe?“ Und man trifft auf Altäre, die im Auricher Tagesaufenthalt die Musik aufziehen und zu Lale Andersen schälen. „Ich bin Baujahr 1965“, sagt einer. „Er ist nicht so alt, wie er aussieht“, sagt sein Nebenmann. „Danke, Hartmut!“ Alle lachen.



„Die Alte Liebe ist mal wieder voll.“



„Frauen um die 50, die nicht mehr wissen, wohin.“

Bars war: heute säumen hier trockengelegte Jachten und leere Schuppen den Weg. In der Ferne quakt ein Frosch. Am Ende dieser Straße wartet nur noch die Fähre nach Borkum, auf der Insel werben die Kneipen um den „Letzten Drink vor England“.

Densys“ nimmt noch einen Schluck Tutenwein, bevor er auf den Klingelknopf an der Weiblichassende drückt. Neulich hatte er 36 Promille und ging noch lächelnd geradeaus, als ihn Daniel Fark empfing. Der Sozialarbeiter hat auch heute Nachtschicht, und Densys hinkt an seinem Rollator hinein. Aus einer Unterkunft für Geflüchtete war der Ukrainer rausgeflohen, nun zieht er seit Monaten umher, das Klappern einer Tüte mit Pfandflaschen an der Gehhilfe kündigt ihn an.

Die „Alte Liebe“ ist eine Festung. Draußen abweisend, öffnet sich beim Eintritt ein Garten. 19 Leute werden heute hier anlanden, niedrigschwelliger kann das Angebot kaum sein: Jeder darf rein, der nichts hat und die Hausordnung akzeptiert.

Drei Polen winken zu Pedro rüber, sie bieten ihm ein Stück aufgebackene Tiefkühlpizza an; er schlurft rasch zum Händewaschen. Im Schneidersitz rauchen zwei Schwaben auf der Terrasse. Gabi, eine gelernte Erzieherin, klappt im Vorbeigehen einen Wäscheständer zu, Ordnung muss sein. „Alle paar Monate taucht sie auf“, sagt Fark, „sie stammt wohl aus dem Hosi-schen“. Ganz hinten im Garten sitzt mit freiem Oberkörper Jens Altrögg, der ehemalige VW-Arbeiter vom Tagesaufenthalt. Eine dunkle Wolke scheint über ihm zu schweben, er führt ein schimpfendes Zwiesgespräch mit sich selbst.

Die „Alte Liebe“ ist mal wieder voll, vielleicht muss Fark später noch Matratzen auf den Flur legen. „Die massive Belegung ist neu“, sagt er. Fark ist ein hoch aufgeschossener Mitteldreißiger mit Mütze, seit zehn Jahren arbeitet er hier, anfangs als Student.

2018 vermerkte die Notunterkunft mit ihren 250 Quadratmetern 2548 Übernachtungen, 2023 waren es 5435. Und es werden mehr. In seinen Arbeitsnachrichten begegnet Fark Wutausbrüchen und in sich gekehrten Besucherinnen, es kommen Schichtarbeiter, die keinen Wohnraum fanden, alte Berber und Frauen um die 50, die nicht mehr wissen, wohin. Manche kennt er seit Jahren.

Fark holt eine Zigarette raus. Aus den Schlafräumen im Bungalow zieht süßlicher Duft. Erstmal eine rauchen. Er sei selber immer wieder aus Neue überrascht, sagt Fark in die Dämmerung hinein, wie gut sich die Leute hier gegenseitig unterstützen. Tatsächlich legt sich eine Ruhe über die Terrasse. „Dennoch frage ich mich manchmal, ob das alles hier Sinn macht. Aber es muss.“ Der Himmel schimmert dunkelrot, Altrögg steht hinten von seinem Stuhl auf, er geht durch den Garten gen Haus, im Vorbeigehen nickt er kurz zu. Er sagt: „Ist wieder gut.“ Es muss.

*Namen von der Redaktion geändert



„Florian Müller-Goldenstedt, 67, ist eigentlich schon in Rente.“